

Lennert, Rudolf

"Die Sammlung" - Bild einer Zeitschrift

Beiträge zur Menschenbildung. Herman Nohl zum 80. Geburtstag. Weinheim : Beltz 1959, S. 21-39. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 1)



Quellenangabe/ Citation:

Lennert, Rudolf: "Die Sammlung" - Bild einer Zeitschrift - In: Beiträge zur Menschenbildung. Herman Nohl zum 80. Geburtstag. Weinheim : Beltz 1959, S. 21-39 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-235593 - DOI: 10.25656/01:23559

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-235593>

<https://doi.org/10.25656/01:23559>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@diplf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Zeitschrift für Pädagogik

Allgemeine pädagogische Abhandlungen herausgegeben von
Fritz Blättner/Otto Friedrich Bollnow/Josef Dolch/Wilhelm Flitner/
Erich Weniger

Schriftleitung: Wolfgang Scheibe

Beiträge zur Lehrerbildung herausgegeben von
Hans Bohnenkamp/Georg Geißler/Oskar Hammelsbeck/August Klein/
Franz Vilsmeier

Schriftleitung: August Klein

1. Beiheft

Beiträge zur Menschenbildung

INHALT

Elisabeth Blochmann	Pädagogische Gedanken in Herman Nohls „Erziehergestalten“	1
Erich Weniger	Herman Nohl und die sozialpädagogische Bewegung	5
Rudolf Lennert	„Die Sammlung“ — Bild einer Zeitschrift . . .	21
Carl Mennicke	Sozialpädagogische Entwürfe im 18. Jahrhundert	40
Otto Friedrich Bollnow	Maß und Vermessenheit des Menschen	54
Wolfgang Scheibe	Vertrauen in der Erziehung	69
Elisabeth Engelhard	Gedanken zur Hilfsschule von heute und morgen	78
Klaus Friedland	Das Pädagogische Seminar zu Göttingen 1837—1891	85
Wolfgang Brezinka	Die Bildung des Erziehers	104

HERMAN NOHL
ZUM 80. GEBURTSTAG

„Die Sammlung“ — Bild einer Zeitschrift

Von RUDOLF LENNERT

„Wie vieles ist denn dein?“

*„Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt,
nichts drunter und nichts drüber.“*

Goethe: Prometheus. Dramatisches Fragment

Keine Darstellung der Wirkung Herman Nohls kann an der 1945 von ihm gegründeten und noch jetzt von ihm geleiteten Zeitschrift vorbeigehen. Das ist nicht selbstverständlich so — in einer Welt, in der die Zeitschriften selten lange leben und noch seltener den Stempel einer Persönlichkeit tragen. „Die Sammlung“ lebt noch: von den geistig verwandten Gründungen der ersten Nachkriegszeit als einzige. Sie hat eine nicht sehr große, aber treue Leserschaft gefunden und hat in diesen 14 Jahren eine sehr große Zahl von Autoren vereinigt, unter denen sich immer wieder Gruppen von regelmäßigen Mitarbeitern gefunden haben, so daß von einem „Kreis der Sammlung“ gesprochen worden ist. Aber in der Wahl der Themen und des Tones und in einem „roten Faden“ großer und kleiner eigener Beiträge ist bis heute, von seinem 66. bis zu seinem 80. Jahre, Herman Nohl der führende Geist dieses Kreises geblieben — nicht wie ein Diktator, sondern wie der belebende, hervorlockende, beschwichtigende und alle Mitspielenden schließlich zusammenführende Dirigent eines Orchesters.

„Mozartischer instrumentieren!“ stand einmal auf einer der Postkarten, mit denen Nohl, rühmliche Ausnahme unter den Redakteuren von Zeitschriften, jedes eingesandte Manuskript bedenkt. Die kleine Phrasierungsanweisung sollte den Empfänger vor der Gefahr allzu feierlicher, allzu apodiktischer Schreibweise warnen. Aber sie sagt zugleich etwas vom Geist der Zeitschrift überhaupt aus: bei allem Ernst der Gegenstände und der Entscheidungen immer in der Nähe des „großen Spiels“ bleiben und mitten im „Sturm“ immer auch Heiterkeit und Helligkeit des Geistes und Herzens bewahren, diese beglückenden signa Nohlschen Wesens. Von Mozart wie von der Musik überhaupt war in der „Sammlung“ verhältnismäßig selten die Rede; häufig aber von Shakespeare, von dem Shakespeare der letzten Einheit von Heiterkeit und Ernst, von dem Shakespeare des Verses, daß wir aus solchem Zeug gemacht sind wie das zu Träumen. Es geht zwar nicht spielerisch in dieser Zeitschrift zu, gar nicht artistisch und, trotz einer geheimen Zuneigung zum 18. Jahrhundert, auch nicht „schöngeistig“. In der Dreiheit von Wissenschaft, erzieherischer Wirklichkeit und Kunst, die ihre Gegenstände annähernd umschreibt, wird die

Kunst überwiegend von der Dichtung vertreten, also von ihrer dem Logos zugewandtesten Form. Aber auch Musik und bildende Kunst sind als Gegenstände der Betrachtung nie ganz vergessen worden, und ihre Freunde spüren Musik in ihr selbst — im freien Zusammenspiel ihrer geistigen Elemente.

Es geschieht Herman Nohl zu Dank und Gruß, aber auch als ein Beitrag zur Geistesgeschichte der letzten 14 Jahre, wenn hier versucht wird, dem Gehalt dieser rund 10 000 Seiten nachzugehen — unwahrscheinliche Zahl für den, der gewohnt ist, die kleine Welt dieser monatlichen vier Bogen wie ein Gespräch im Freundeskreise in sich aufzunehmen. Aber dieses Gespräch ist wirklich schon 150mal hin- und hergegangen! Es gehört zum Charakter der Zeitschrift, daß jedes Heft ein Gebilde für sich ist, wohlausgewogene Einheit von Verschiedenartigem; überlange Beiträge oder Fortsetzungsarbeiten sind bei ihrem Herausgeber nicht beliebt. Weil das so ist, darf die Betrachtung vom einzelnen Heft ausgehen, und dann natürlich von den ersten.

Als die bräunlichen Hefte mit dem in seiner großlinigen Einfachheit schönen Titelblatt in den kärglichen Schaufenstern des Oktober 1945 auftauchten, waren sie wie ein Lichtstrahl; der Berichterstatter bekennt: der stärkste, der ihn in jenen dunklen Monaten getroffen hat. Dieses unvergeßliche erste Heft kann noch heute als ein Spiegel der Zeitschrift und ihres Wesens gelten — die Erinnerung daran soll also noch einmal beschworen werden.

An der Spitze stand ein neuer Name — wunderbar gewählt und vielleicht eine der Wurzeln für die Lebenskraft der Zeitschrift? „Sammlung“ — doppeldeutig von Anfang an: Sammlung des einzelnen auf sich selbst und auf die einfachen und notwendigen Elemente des geistigen Lebens, immer als das Sich-Sammeln, nicht als das Ansammeln von vielem gemeint; aber auch als die damals so sehnstüchtig gesuchte Wieder-Sammlung der durch Not und Schuld der zwölf Jahre auseinandergerissenen und vereinzelter Geistesverwandten. Wir wissen nicht, ob der glückliche Finder dieses Namens schon die Rühmung der inneren Sammlung als des „mächtigen Weltenhebels“ in Grillparzerschen Versen gekannt hat, auf die dann im ersten Heft des vierten Jahrganges hingewiesen worden ist; aber die in kleinen Gruppen und in der Einsamkeit sich wieder „sammelnden“ Menschen haben wirklich die Stille und Konzentration, die das Leben damals gewähren konnte, als eine Art von Macht erlebt. Mitten in diese Erfahrungen hinein traf die neue Zeitschrift. Die beiden verwandtesten unter den Gründungen der ersten Nachkriegsjahre hießen „Wandlung“ und „Gegenwart“ — beide nicht mehr am Leben. Heißt es zu viel in die Tatsachen hineingeheimnissen, wenn man für möglich hält, daß die allzu betonte Bindung an den Augenblick, die in den beiden Namen lag, zum Scheitern dieser Versuche mit beigetragen haben könnte? Die andere überlebende dieser frühen Gründungen hieß am schlichtesten: „Frankfurter Hefte“. Unserer Zeitschrift war dieser schöne Name gegeben, der nicht predigt, aber immer neu zur Meditation einlädt.

Darunter standen dann also die vier Herausgebernamen, die, wenn auch in verändertem Verhältnis, heute noch dort stehen. Damals erschien Nohl noch als einer unter den drei anderen. Das blieb so bis zum 1. Heft des zweiten Jahrganges; dann erscheinen bis zum 3. Heft des vierten Jahres auf dem Titelblatt gar keine Namen von Herausgebern, auf der zweiten Seite Nohl als der „verantwortliche“; bis es vom 4. Heft des vierten Jahres an so heißen wird wie heute noch: „In Gemeinschaft mit O.F. Bollnow, W. Flitner, E. Weniger herausgegeben von Herman Nohl“. So war es wohl in Wahrheit von Anfang an gewesen. Das mochte der aufmerksame Leser des Autorenverzeichnisses schon im ersten Heft ahnen, wenn dort „Göttingen, Hoher Weg“ gleich dreimal als Anschrift auftaucht. Noch stärker aber aus dem kurzen Programm, das bescheiden, fast übersehbar, unter diesem Verzeichnis auf der zweiten Umschlagseite stand und die alleinige Unterschrift „Herman Nohl“ trug; es muß hier noch einmal stehen:

Unsere Zeitschrift will dem Wiederaufbau unseres Volkes dienen, seiner Kultur und insbesondere seiner neuen Erziehung. Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen, aber unser Wille ist entschlossen nach vorwärts gerichtet in den grauen Morgen unserer Zukunft. Unser Kompaß ist die einfache Sittlichkeit, ein standhafter Glaube an die Ewigkeit der geistigen Welt, Liebe zum Nächsten und die lebendige Hoffnung, daß auch uns einmal wieder die Sonne der Ehre und des Glücks scheinen werde. Wurde bisher sehr laut gesprochen, so wollen wir still und sachlich reden, und wurden Phantasie und Gedanken unseres Volkes zu lange einseitig nach außen gewiesen, so wollen wir sie wieder nach innen lenken und zur Sammlung führen, aus der allein neue Kräfte kommen können. Wir wenden uns vor allem an die Lehrer, die heute eine Mission bekamen, wie zu keiner anderen Zeit in der Geschichte unserer Nation, und wollen ihnen die Mittel für die neue Arbeit bereitstellen, darüber hinaus aber alle Menschen sammeln, die guten Willens sind und der gewaltlosen Macht des Geistes vertrauen.“

Wer die ersten Jahre nach dem Kriege in Deutschland erlebt hat, weiß, daß in diesen Sätzen Motive ausgesprochen werden, die damals in vielen Geistern lebten, nicht wie eine Mode (für die ja noch die Kommunikationsmittel gefehlt hätten), sondern wie ein ungewollter Einklang aus dem gemeinsamen Schicksal. Heute sind wir wieder nüchterner, kritischer, skeptischer, auch verwöhnter geworden; aber wir stehen dem Ernst und dem ernsten Glück dieser Jahre noch zu nahe, als daß man Lust verspürte, solche Sätze mit der Sonde des Historikers zu analysieren. Das ist aber auch nicht nötig. Denn bei aller Wandlung der Gestimmtheit und der äußeren Situation ist „Die Sammlung“ von diesem Programm bis heute nicht abgewichen; ihre Entfaltung wird es also interpretieren. - Nachzutragen ist noch, daß die Zeitschrift vom 4. Heft 1949 an den Untertitel „Zeitschrift für Kultur und Erziehung“ trägt, damit wohl bewußt an den ähnlichen Untertitel der alten „Erziehung“ anknüpfend (der Bericht-erstatte bekennet, daß ihm der Titel ohne diese Erläuterung besser gefiel); schließlich, als Symptom des Zeitschicksals, daß das Papier, das im

ersten Jahr noch auf bescheidene Weise gut gewesen war, in den folgenden sehr ärmlich wurde, bis es von 1949 an wieder aufwärts ging. Die Bezieherzahl freilich ging nun von einem sehr stolzen rasch auf das bescheidene Maß zurück, das sie heute noch hält.

Nun aber endlich zu dem ersten Heft selbst! In ihm mußte sich ja das „Programm“ bewähren. „Der Rückblick auf die Vergangenheit wird sich nicht vermeiden lassen“ hatte Nohl gesagt; und schon diese Formulierung zeigt, daß hier der neuralgische Punkt für jede Wirksamkeit in der damaligen deutschen Situation lag. Der „Rückblick auf die Vergangenheit“ konnte umgangen werden oder er konnte hektisch geschehen, in maßloser Selbstanklage oder in pharisäischer Anklage der anderen. Für alle diese Möglichkeiten fanden sich Vertreter, und die Konjunktur war damals noch günstiger für das Anklagen als für das Verschweigen. Aber auch umgekehrt: das „still und sachlich reden“ konnte auch zu still geraten, als Flucht in idyllische Frömmigkeit oder fromme Idylle. Alles das geschah in der „Sammlung“ nicht, und eben das wurde schon in diesem ersten Heft deutlich.

Es beginnt mit dem Aufsatz Artur von Machuis über Adolf Reichwein. Was damit gesagt war, konnte freilich nur der voll ermessen, der Reichwein gekannt hatte. Daß eine der „neuen Erziehung unseres Volkes“ gewidmete Zeitschrift den deutschen Widerstand in der Person seines pädagogischsten Vertreters ehrte, lag nahe. Reichwein ist später bisweilen zu einem allzu blassen Idol widerständiger Pädagogik verzeichnet worden. Wer diesem strahlend vitalen, so gänzlich un-programmmäßigen Manne jemals begegnet ist, in dessen Kopf und Augen immer noch die letzte Lausbüberei blitzte, der weiß, welches Erbe an heiterer, unfanatischer, weltläufiger Geistigkeit der neuen Zeitschrift aus seinem anführenden Namen erwachsen konnte und dann auch erwachsen ist. — In dem Aufsatz stehen Sätze, die ein Motiv des Nohlischen Programmes noch einmal variieren: „Nach dem Sturz aus einer krankhaft übersteigerten politischen Dramatik entspricht es unserer menschlichen und erst recht einer geschwächten, verkrampten deutschen Natur nur zu sehr, daß wir uns einbilden, ohne die Anstöße eines ausgesprochen politischen Spiels nicht weiter existieren zu können. Nichts ist falscher als das, denn soviel hat uns das kritische Wissen um das soziale menschliche Werden seit Marx und Riehl schon gelehrt, daß die Geschichte der Völker nicht immer und überall primär politische Phasen durchläuft, daß sich dazwischen vielmehr im Leben der Völker wie im Leben der einzelnen für kurze, längere oder auch lange Dauer Zeiten der inneren Sammlung und der Bildung, primär pädagogische Zeiten, wenn man so will, einschieben.“ Sätze wie diese konnten mißbraucht werden und sind auch mißbraucht worden; aber so wie sie dastehen, hätte Nohl sie wahrscheinlich auch sagen können. Hier und da ist seiner Zeitschrift auch ihr relativ a-politischer Charakter vorgeworfen worden. Kaum zu Recht, denn für den aufmerksamen Beobachter ist das Element politischer Sorge und der Versuch zur Beobachtung und Beeinflussung unsichtbarer politischer Entwicklungen im Spektrum ihrer Interessen nicht zu übersehen. Wo für den einzelnen an der Zeit-

schrift Mit-Denkenden und Mit-Arbeitenden politische Probleme dringend geworden sind, sind sie immer auch, mit der hier herrschenden Unbefangenheit, erörtert worden. Aber es geschieht nicht regelmäßig, und es wäre unmöglich, „Die Sammlung“ in irgendeines der politischen Koordinatensysteme des heutigen Deutschland einzuordnen. In der Zeit, als es noch modisch und opportun war, unesehen alles zu verdammen, was eben zusammengebrochen war, hat Nohl im Gespräch oft darauf hingewiesen, wie gute Kräfte zum Beispiel im weiblichen Arbeitsdienst der 30er Jahre wirksam gewesen waren, und hat es bitter empfunden, daß die Politik der Besatzungsmacht ihm damals verbot, das in der Zeitschrift zu sagen; zu der Praxis der Mütterberatung dieser Jahre hat er sich auch in der Zeitschrift bekannt. Daneben standen in der „Sammlung“ Abrechnungen mit der geschichtlichen Hybris und der moralischen Verwüstung der zwölf Jahre, die an Klarheit und Schärfe nicht hinter den geräuschvolleren zurückstehen, die in der damaligen Publizistik laut wurden. — Wie alles, was „im Streit“ steht, tritt das Politische in der „Sammlung“ gedämpft auf; und ihr eigentliches politisches Glaubensbekenntnis wäre wohl dies: daß das stärkste politicum heute die geistige Wirkung des einzelnen in dem ihm wirklich erreichbaren Kreise ist.

Der zweite Aufsatz des ersten Heftes führte dann ins Zentrum: es ist Bollnows „Güte des Herzens“. Der Gedanke der „einfachen Sittlichkeit“ hatte im Mittelpunkt von Nohls Programm gestanden, Bollnows Arbeit in diesem Bereich zieht sich wie ein Faden sehr bestimmter Farbe durch alle Jahrgänge der Zeitschrift. Die Betrachtung über die Güte des Herzens, vielleicht die reifste dieser Arbeiten, ist mit gewissen ihrer Motive richtungsbezeichnend für die Arbeit der „Sammlung“ überhaupt geworden: die Wiedereinsetzung der „stillen Tugenden“ und des Wertes von Reife; die Güte als „schenkende Tugend“, die nur dem erreichbar ist, der „selber in der Fülle lebt und in irgendeiner Weise schon außerhalb der Bedürfnisse und Gefahren des Lebens steht“; „nie darf die Güte die Unbedingtheit einer Forderung aufheben, aber sie muß ihre Härte mildern und so das ganze menschliche Leben begleiten; ohne sie verharret das menschliche Leben in Barbarei“.

Es folgt die erste Hälfte der Denkschrift Wenigers über den Wiederaufbau der akademischen Lehrerbildung, mit ihren konkreten Vorschlägen für eine Erneuerung des Modells der preußischen Akademien zu dem nahe bevorstehenden Ostertermin 1946. Es gehört nicht hierher, zu untersuchen, wie weit diese Vorschläge Wirklichkeit geworden sind (gegen einen ihrer Gedanken, den der nicht-akademischen Grundschullehrerin, wurde schon in einem der nächsten Hefte der „Sammlung“ Einspruch erhoben). Aber ein Satz soll aus ihnen zitiert werden, weil seine Voraussage von der Wirklichkeit auf so unerwartete Weise widerlegt worden ist: „Das deutsche Volk wird wie nie zuvor der Macht des Musischen bedürfen, um im Elend seines neuen Arbeitstages nicht zu verzweifeln und Entspannung und Kräftigung zu finden“. So haben wir damals alle geglaubt. Fünf Jahre später kam zu der einen Hälfte des deutschen Volkes das Wirtschaftswunder, die andere blieb von den Kräften des Musischen

ebenso abgeschnitten wie von dem „Glück“ des Wohlstandes. — Spezielle berufs- und schulpolitische Probleme sind Gegenstand weiterer Beiträge des Heftes; Kamlah gibt eine Auseinandersetzung mit der Anthropologie Gehlens und erklärt dabei: die Absicht seines Beitrages unterscheide sich von der einer Rezension. Das bleibt dann Stilgesetz der Zeitschrift: sie wird sich bis heute des eigentlichen Rezensiergeschäftes enthalten, wird aber Bücher immer dann ausführlich und stellungnehmend anzeigen, wenn Herausgeber oder Mitarbeiter das für sinnvoll halten. Und mitten in all dem, fast versteckt, Nohls erster Beitrag: eine Arbeit aus dem Jahre 1943 über den Rhythmus von Spannung und Entspannung, ein Nachtrag zu der 1938 erschienenen „pädagogischen Menschenkunde“ „Charakter und Schicksal“; von einer winzigen Tatsachenfeststellung abgesehen ohne die geringste zeitgeschichtliche Anspielung, aber auch nicht bloße Theorie, sondern in die intimen Sphären persönlicher Lebensführung hineinleuchtend; wie der Verfasser bescheiden sagt: „zunächst nur ein Ragout aus anderer Schmaus“, mit einem Platozitat schließend: „Sie arbeiteten dahin, Zeitmaß und Wohlklang den Seelen der Kinder geläufig zu machen, damit sie milder werden und, indem sie Maß und Ton halten, auch geschickter zum Reden und Handeln. Denn das ganze Leben des Menschen bedarf richtiges Zeitmaß und Zusammenstimmung“.

So war das erste Heft der „Sammlung“. Es war damals noch leichter als heute, das Wichtigste zu übersehen, das im Druck erschien. Der Berichterstatter erinnert sich nicht einer einzigen unter den damaligen Produktionen, die in so souveräner Ruhe und undüsterer Helligkeit über die Sachen und über die Zukunft geredet hätte statt über die Vergangenheit und die mit ihr streitenden Gefühle, wie dieses Heft von 64 Seiten.

Der Motiv-Kreis der Zeitschrift ist dann nicht ins Ungemessene gewachsen — sie hat nie den Ehrgeiz gehabt, „das Wesentliche für die Zeit“ zu sagen, sondern nur: Wesentliches für eine bestimmte Art von Lesern. Aber gegenüber dem ersten Heft hat er sich doch noch erweitert. — „Die Sammlung“ hat immer eine gute Mitte gehalten zwischen der Ebene der reifen wissenschaftlichen Abhandlung (auch solche sind in ihr erschienen) und der des unausgeformten, unreflektierten oder naiven Praxis-Berichtes. Auf dieser „Mitte“ hat sie immer verhältnismäßig viele Reden und Ansprachen veröffentlicht, auch in der sprachlichen Form die Nähe zum gesprochenen Worte liebend. So enthält das zweite Heft u. a. eine Rede Grimmes und die Predigt Gogartens zur Wiedereröffnung der Universität Göttingen; die Nähe zu Göttingen ist nie Programmpunkt gewesen, ist aber in Autoren und Themen immer wieder einmal hergestellt worden. Vor allem bringt dieses zweite Heft aber die schöne Arbeit Nohls über den „Bürger“ und schlägt damit eines der Leitmotive von Nohls Altersarbeit an: das Aufspüren von Wert und Würde der mittleren Lebenslagen und von ihrer Wirklichkeitsbedeutung. Sie beginnt: „Der deutsche Bürger des 19. Jahrhunderts, der Bürger überhaupt, stand zuletzt in schlechtem Ruf“ und schließt mit dem Immermann-Zitat: „Aus sogenannten geistreichen Häusern aber oder aus Häusern berühmter Männer geht selten eine Jugend hervor, die für sich Charakter besitzt und entschiedene

Farbe.“ - Das 3. Heft druckt eine Vorlesung Siegfried Kählers „Vom dunklen Rätsel deutscher Geschichte“ ab, die Eröffnung einer der ersten Vorlesungen über neuere Geschichte seit dem Zusammenbruch, und zeigt dem heutigen Leser damit, welche Möglichkeiten existentieller Wirkung ein deutscher Hochschullehrer damals hatte: Kähler ist einer der selteneren, aber einer der stärksten Mitarbeiter der Zeitschrift geblieben. Bald beginnen auch die Arbeiten zur Interpretation von Dichtung und bildender Kunst, und es beginnen die ersten Ansätze zu „Gesprächen“. So, wenn Nohl einem Aufsatz Herbert von Einems, der in der bekannten These gipfelt: an dem Fehlen eines Mythos, eines gemeinsamen Inhaltes, den der Künstler nicht schaffen könne, seien die künstlerischen Versuche des 20. Jahrhunderts gescheitert — wenn Nohl diesem Kulturpessimismus eine kurze Betrachtung „Das Ende der Kunst?“ folgen läßt, die mit den Worten beginnt: „Es ist mir nicht möglich, den Aufsatz H.v.E.s ohne Widerspruch hinausgehen zu lassen, alle Erinnerungen an die Wonnen und Entzückungen, die Kunstwerke unserer Zeit mir geschenkt haben, stehen dagegen auf, und ich meine, Maillol und Mestrovic, George Minne und Lehmbruck, Hodler, James Ensor, Albert Servaes oder mein toter Freund Erich Kuithan würden mir im Traum erscheinen, wenn ich sie durch mein Schweigen verriete.“ Später heißt es dann zu der Sache selbst: „Ob Phidias so fest an seinen Zeus geglaubt hat, wie Professor Otto das heute tut, ist mir schon fraglich.“ Ich stelle diese Sätze hierher, weil sie stellvertretend für viele andere zeigen, welches Maß unmittelbarer persönlicher Aussage und offener Ironie, welches Maß von „Ich-Stil“ die Zeitschrift ihren Autoren immer gestattet hat. So wird nicht immer in der „Sammlung“ geschrieben, aber von Zeit zu Zeit muß so in ihr geschrieben werden.

Der kleine freundschaftliche Streit, der hier so unvermittelt in einem redakteurlichen Nachwort ausbricht, rührt an eines der inneren Wesensgesetze der Zeitschrift. So tolerant sie sich bewegt, so Unvereinbares (für den Einzelnen unvereinbar) sie in der schönen Urbanität ihrer Gesprächsweite vereinigen kann, gegen eines hat sie sich immer mit entschiedener Intoleranz verschlossen: gegen die unverbindlichen Stimmungen eines romantischen Pessimismus und Tragizismus, die damals in Deutschland so verbreitet waren. Wer nur die letzten geistigen Moden kennt, ahnt ja nicht, wer alles in der zweiten Hälfte der 40er Jahre in der „Verlorenheit“, „Ungeborgenheit“ und „Unbehaustheit“ gemacht hat, oder wie die Vokabeln eines spielerischen Nihilismus, sei er mehr philosophischer oder mehr theologischer Färbung, alle heißen, die ihren geistigen Vätern damals so gute Honorare einbrachten. Überflüssig zu sagen, daß diese Intoleranz sich nicht gegen kulturkritische Geister vom Range Walter F. Ottos oder des hier Kritisierten richtete. Aber gegen die geistige Unsauberkeit derjenigen, die sich aus der kaum überwundenen Stimmung der Menschenvergötterung so plötzlich und so nützlich in diejenige der negativen Mythisierung und Verketzerung des „neuzeitlichen Menschen“ retteten, schützte nur die schärfste Quarantäne, und Nohl hat sie gehalten. Vieles durfte man in der „Sammlung“ sagen, was nicht Nohl-

schen Geistes war; aber wer *dieses* Vokabular einzuführen versucht hätte, wäre unbarmherzig ausgeschlossen worden. Wer diese Empfindlichkeit teilt, wird verstehen, mit welcher Dankbarkeit die Zeitschrift in ihren Anfängen begrüßt worden ist.

Lieber als Essays „zur geistigen Lage“ hat „Die Sammlung“ immer die Einzelbetrachtung geflegt. Hier beginnen schon in den ersten Heften Motivreihen, die noch bis heute das Bild der Zeitschrift bestimmen; Nohls kompositorische Weisheit verteilt sie so auf die einzelnen Hefte, daß sie nie überlastend wirken.

Zu diesen immer wiederkehrenden Gattungen gehört, wie schon gesagt, die Interpretation einzelner dichterischer Texte, bisweilen auch eines einzigen Satzes oder Verses. Nohl hat selbst hier einiges beigetragen, vor allem zur Lyrik des 18. Jahrhunderts. Johannes Pfeiffers Arbeiten sind regelmäßig durch die „Sammlung“ gegangen, andere sind ihm gefolgt; den ersten Jahrgängen haben die schönen Analysen des früh verstorbenen Anglisten Dietrich Bischoff einen unvergessenen Ton beigemischt. Wenn heute schon berechtigter Einspruch gegen das Übermaß von „Interpretatoritis“ erhoben wird, so kann unsere Zeitschrift für sich beanspruchen, hier von Schablone und Routine freigeblieben zu sein. Ihre Autoren sind nie umher gegangen, zu suchen, wen sie interpretierend verschlingen könnten, sondern sind immer, öfters in eigener Überraschung, von konkreten Erfahrungen mit dem einzelnen Text ausgegangen und haben sie ausgesprochen, um daran sich und anderen die Fähigkeit zum Leben mit Dichtung zu steigern. Es ist nicht einzusehen, wie das geistige Leben diese Treue des Lesens und Beobachtens auch am „längst bekannten“ oder „fast schon vergessenen“ Text jemals sollte entbehren können. Wer den Moden aus dem Wege geht, braucht ihren Verdacht nicht zu fürchten.

Hier und in der Interpretation einzelner ethischer oder pädagogischer Kategorien, wie sie mit Bollnow einige Mitarbeiter der „Sammlung“ pflegen, scheint sich mir ihr Charakter als eines Gesprächskreises am wirklichsten entwickelt zu haben: man lernt voneinander genau hinzusehen, und bietet sich gegenseitig die Früchte solcher Aufmerksamkeit an, wie man das in jedem unmittelbaren Gesprächsverhältnis auch tun würde. „Gespräch“ wird also in dieser Zeitschrift eher in der Form des Einander-aufmerksam-machens als in der der Auseinandersetzung gepflegt. Doch ist sie auch dieser nicht ausgewichen, wo sie sich ergab. Über Jahre hinaus ist das zum Beispiel am Thema „Religionsunterricht“ geschehen; sicher nicht ganz fruchtlos, aber doch auch, an diesem neuralgischen Punkt im inneren Leben der Schule, verräterisch dafür, wie verschiedene Sprachen heute unter uns gesprochen werden und wie gern sich die Vertreter solcher getrennter Sprachen wieder in die Ungestörttheit des Einander-Anschweigens zurückziehen. Wenn ich recht sehe, ist „Die Sammlung“ die einzige deutsche Zeitschrift, in der ernste Gegensätze in dieser ernstesten Sache offen ausgetragen worden sind. —

Wie schnell einmal auch im scheinbar friedlichsten Bereich „Streit“ auf-flammen kann, zeigt die kurze, heftige Auseinandersetzung zwischen dem Vertreter der klassischen Singbewegung und ihrem jüngeren Kritiker im 14. Jahrgang. Hier wird einmal von einer der beiden Parteien Klage darüber geführt, wie unmöglich es sei, in der Zeitschrift der anderen mit ernster Gegnerschaft zu Wort zu kommen. Ich weiß nicht, ob der Vorwurf in diesem Falle berechtigt war; als Signatur für den allgemeinen Zustand in Deutschland trifft er jedenfalls zu, und das führt zu einer wesentlichen Charakterbestimmung unserer Zeitschrift. „Konfessionalisierung“, das Wort in einem weiteren Sinne als dem nur religiösen gebraucht, ist ja eine der großen Tendenzen unserer Zeit. Man übt viel Toleranz gegeneinander, das wird durch die Verhältnisse erzwungen und gehört zum guten Ton. Aber im Grunde will man wenig voneinander wissen. Man „bekennt sich“ und schließt sich mit den Menschen gleichen Bekenntnisses zusammen, und wo man kann, schließt man die des anderen aus, von der Macht ohnehin, aber (von einigen bedeutenden Ausnahmen abgesehen) auch vom *mutuum colloquium*, weil das ja dem Bekenntnis wirklich schaden kann. Wobei in einer paradoxen, aber leicht einsehbaren Kontrastwirkung die Idee „Gespräch“ ideologisch glorifiziert wird. Aber in Wahrheit findet es selten statt. Dieser Zug zur Konfessionalisierung, zum Sich-Abschließen der Gleichgesinnten, geht also auch durch die Zeitschriften. „Die Sammlung“ scheint davon frei geblieben zu sein. Man möchte ihr nicht „Überkonfessionalität“, sondern mehr: unterschiedene Nicht-Konfessionalität nachsagen. Der Einzelne hat sich zu bekennen, das ist selbstverständlich; ob immer und überall, bleibe dahingestellt. Er wird sich auch unvermeidlich, zu Zwecken, mit den Genossen des gleichen Bekenntnisses zusammenschließen müssen. Es auch im Bereich des zweckfreien Lebens, des Geistes zu tun, ist zum mindesten langweilig. Einen „Lessingschen“ Ort jenseits dieser Langeweile und fatalen Brutwärme der Konventikel zu schaffen, muß Nohl vorgeschwebt haben, als er die „Sammlung“ schuf.

Also wäre sie ein Organ „liberalen“ Geistes? Mit diesem Begriffe hat die deutsche Sprache ja Unglück gehabt. Im Bereich der Substantive hat er sich in die beiden Bildungen des „Liberalismus“ und der „Liberalität“ aufgespalten; mit dem ersten will niemand mehr so recht, mit dem zweiten wollen alle zu tun haben, und auf der Ebene der Adjektive gibt das dann peinliche Verwechslungen. Die „entschiedene Nicht-Konfessionalität“ der „Sammlung“ (zu der es gehört, daß immer auch Vertreter der Idee der „Konfessionalität“ in ihr zu Wort gekommen sind) scheint eher in die Nähe einer anderen, für den täglichen Gebrauch allerdings auch schon zu abgenutzten Kategorie zu führen. Von einem der mangelnden Bekenntniskraft so unverdächtigen Geiste wie dem Kardinal Newman gibt es jene sublime Interpretation des Begriffes „gentleman“ in der Schrift über die Idee der Universität. „It is almost a definition of a gentleman to say he is one who never inflicts pain . . . He is mainly occupied in merely removing the obstacles which hinder the free and unembarrassed action of these about him . . . His benefits may be considered as

parallel to what are called comforts or conveniences in arrangements of a personal nature: like an easy chair or a good fire, which do their part in dispelling cold and fatigue . . . He has his eyes on all his company; he is tender towards the bashful, gentle towards the distant, and merciful towards the absurd . . .“ — Läßt man sich einmal auf die abgründige Trockenheit des understatement ein, mit der hier, und in den nicht zitierten Bestimmungen Newmans, hohe Formen menschlicher Weisheit und Güte mit der Bequemlichkeit eines Lehnstuhles oder eines Kaminfeuers verglichen werden, so ließe sich damit auch zur Ortsbestimmung unserer Zeitschrift beitragen. Der Lehnstuhl wäre hier ja nicht eine Möglichkeit zu Schlaf oder gedankenlosem Dasitzen, sondern der Ort ganz gelöster Meditation; das Feuer nicht nur „Heizung“, sondern für den betrachtenden Geist ein geheimnisvoll belebendes Element. So könnte ein Heft der „Sammlung“ sein wollen und sein: ein Mittel, die Enge und die Spannung des Tageslebens durch Meditation zu bestehen, „Kälte“ und „Müdigkeit“ des Geistes zu vertreiben. Dann würde sich jede ideologische Einordnung erübrigen. — Ein kleines Zeichen: nie hat der Herausgeber sich jenes Mittels distanzierender redaktioneller Fußnoten bedient. Wer hier als Gast zugelassen war, durfte sein Wort ungekränkt sagen.

Die Elemente der Newmanschen Beschreibung führen noch zu einem weiteren Wesenszuge der Zeitschrift. Im deutschen Bereich gibt es, was die Herkunft der Autoren anlangt, aufs grobe gesehen drei Typen von Zeitschriften: die „Professoren- (oder Experten-) Zeitschrift“, die „Publizistenzeitschrift“ und die „Praktiker- und Dilettantenzeitschrift“; mit vielen Übergängen gewiß, aber je eine dieser drei Gruppen gibt jeweils den Ton an. „Die Sammlung“ läßt sich auch in dieses Schema nicht einfügen. Ihr Versuch, den Kreis der Autoren weiter und unbefangener zu ziehen, scheint die persönliche Leistung Nohls zu sein. Sicherlich ein Wagnis, und immer konnte es nicht voll gelingen; es ist auch nicht immer unbestritten geblieben. Zunächst war diese unübliche „Familiengemeinschaft“ von Professoren und Praktikern, zu der immer einmal auch Hausfrauen und Mütter gestoßen sind (auch die „eigentlichen Schriftsteller“ kommen hier und da zu Besuch, am treuesten Bernt von Heiseler), wohl durch die Verhältnisse der ersten Jahre bedingt, in denen die Menschen noch viel Zeit hatten und die Publikationsmöglichkeiten begrenzt waren. So war auch der Reichtum, die Fülle wissenschaftlich wertvoller Abhandlungen und die Zahl der literarisch reifen Essays in den ersten Jahrgängen vielleicht noch größer als in manchen späteren. Aber aufgehört hat dieses condominium zu gleichen Rechten nie; die Zeitschrift würde ihr Wesen aufgeben, wenn es geschähe. Soll man darin nur die persönliche Seite sehen, die Freundlichkeit eines alten Mannes, der seinen ehemaligen Schülern oder solchen, die sich ihm sonst angeschlossen haben, gern eine Freude macht und dem dann umgekehrt Freunde und Kollegen die Ehre erweisen wollen, in seiner Zeitschrift zu veröffentlichen? So ist es gelegentlich verstanden worden. Es lohnt zu fragen, ob hier nicht etwas von allgemeinerer Bedeutung geschehen ist, ermöglicht freilich durch die Autorität und ausstrahlende Kraft eines Mannes. Daß der Universität

und der mit ihr verbundenen reinen Forschung die Isolierung von den „Gebildeten im Lande“ schadet, ist in aller Munde. Aber es geschieht wenig dagegen. Denn es ist ja nicht damit getan, daß „die Wissenschaft ins Volk geht“, auf Universitätswochen oder in Volkshochschulen; sie müßte vielmehr wirkliche Mitarbeit suchen und finden, wie es doch im 18. und im ganzen 19. Jahrhundert geschehen ist und im Bereich der technischen Wissenschaften noch heute geschieht. Aber auch umgekehrt: wie sehr verarmt der Gebildete in seinem Beruf, am meisten der Lehrer, der sich täglich ausgeben muß, ohne das Gegengewicht einer schöpferischen Arbeit jenseits von Zweck und Zwang. Die oft gehörte Behauptung, es werde heute zu viel geschrieben, halte ich für eine pure Gedankenlosigkeit. Es muß ja nicht alles Geschriebene gedruckt werden. Aber für den, dem die Fähigkeit zum künstlerischen Ausdruck versagt ist, kann „Schreiben“, der immer wiederholte Versuch zur sachlich und sprachlich adäquaten Bewältigung von Erfahrungen und Reflexionen, eine Kraftquelle bedeuten, von der nicht nur er, sondern auch seine Umgebung Gewinn hat; wenn zum Beispiel Lehrer jahraus jahrein ihre Schüler „Aufsätze“ schreiben lassen, ohne selbst auf ihrer Ebene desgleichen zu tun, so ist das doch einfach Unnatur. Daß „Gedrucktwerden“ den Schreibenden auf seinem Wege weiterbringt, ist eine alte Erfahrung; ob eine Zeitschrift, die das Niveau ihrer Gegenstände zu wahren hat, dazu helfen darf, ein experimentum qualitatis. Nohl hat es gewagt, hat damit manchem seiner regelmäßigen Autoren zur Entfaltung verholfen und seiner Zeitschrift einen Gewinn an Farbe und Atmosphäre verschafft. Freilich gehört dazu jene „leichte Hand“ im Mischen der Schweregrade, das „mozartische Instrumentieren“. Einer Zeitschrift, die von vornherein nur für die reife, gewichtige Leistung da sein will (wie etwa „Universitas“ oder die aus dem Kreis der „Sammlung“ herausgewachsene „Zeitschrift für Pädagogik“) könnte das Experiment in dieser Breite nicht gelingen.

Unter den Formen der „Unterhaltung im Freundeskreise“ gibt es noch eine letzte, intimste: sich „Geschichten zu erzählen“, und der Herausgeber der „Sammlung“ pflegt dieses dekameronische genus mit besonderer Liebe, wie es ihm denn gegeben ist, andere „aus sich heraus zu locken“. Unter den Büchern, auf die die Zeitschrift aufmerksam gemacht hat, waren Erinnerungsbücher immer besonders zahlreich. In einer Besprechung, die Nohl selbst zwei solchen gewidmet hat (VI/1), zitiert er einen Goethevers: „Zierlich denken und süß Erinnern ist das Leben im tiefsten Innern.“ „Süß Erinnern“ heißt hier wohl nicht: sich nur an Süßes oder in idyllischer Verklärung erinnern, sondern das Zurücktauchen ins intim Erfahrene. Früchte solcher Erinnerung hat Nohl immer besonders gern in die „Sammlung“ aufgenommen, wohl auch zu ihrem Aufzeichnen ermuntert. Ein paar Beispiele: immer wieder Erinnerungen an die eigene Schulzeit und an Lehrer, weder in der verharmlosenden noch in der plump anklagenden Form, sondern in pädagogischem Nachdenken; schon im ersten Jahrgang (9/10) die schöne Betrachtung Mitgaus über die verlorenen Familienerinnerungen; im zweiten (2) die von Edith Klipstein „an eine Gelehrtenrepublik“, die Welt der englischen Universitäten um

1900; die England-Erinnerungen Hedwig Borns in VIII/1; die von Nelly Wolffheim an jüdische Beziehungen zu Nichtjuden (XIV/1); immer wieder über das Leben in Israel; in XIII/1 die verwaltungsgeschichtlich so bedeutenden Aufzeichnungen Karl Brandis über seinen Vater, die von Weniger über den General Heinrich von Stülpnagel in IV/8 (die zunächst nicht hatten erscheinen dürfen!) und die von Rolf Gardiner über den Jugendführer Ernst Buske (XI/11); immer wieder die Berichte Elisabeth Heimpels über ihre Erfahrungen in Flüchtlingslagern; und noch manches andere. Das Liebenswertigste von all dem war wohl die ehefrauliche Schilderung Xenia Bürgers über die „Ordnung eines Mannes“ in XI/12, das Persönlichste die Geschichte einer Knabenfreundschaft „Leb wohl und zürne nicht“ von K.F. Borée in XIII/1. — Vielleicht wird einmal nach Jahrzehnten der Wert dieser Bände vor allem in diesen Dingen gesehen werden? Bisher schöpften wir unsere Kenntnis von vergangenen Lebensformen vor allem aus den Autobiographien. Aber kann man sich in einer so schnell vergessenden Zeit, die so viel hat abbrechen lassen, mit den Erinnerungen begnügen, deren Träger zufällig biographiereif geworden sind? Wenn man erlebt, wie ahnungslos die heute Jungen schon Wirklichkeiten gegenüber sind, die uns noch selbstverständlich erscheinen, wünscht man, daß dergleichen noch viel mehr aufgezeichnet wird. Es gibt kein Feld, auf dem der Dilettantismus, dem die „Sammlung“ sich immer auch geöffnet hat, fruchtbarer wäre als dieses.

So viel über die Formen; sie ergeben sich von selbst und nur ungefähr, werden nicht systematisch geschieden wie in „modern“ redigierten Zeitschriften. Wenn nun noch einmal auf die Gegenstände zurückgegangen wird, so muß jede Auswahl ganz subjektiv bleiben; jedem ist hier anderes wichtig geworden, und manchmal konnte ein einziger Aufsatz für das Gesicht der Zeitschrift ebenso wirksam sein wie die immer wiederkehrenden Motive. Der Erinnerung des Berichterstatters haben sich, neben den schon genannten, etwa die folgenden Gruppen am stärksten eingeprägt: aus den ersten Jahrgängen die geistreichen Aphorismen Jürgens von der Wense; die rechtspädagogischen und rechtspolitischen Beiträge von Pringsheim, Fritz von Hippel, Weniger und Fritz Werner; die erfahrungsreichen Schilderungen Elisabeth Blochmanns über englische Lebens- und Erziehungsformen, denen nach der Rückkehr die Arbeiten über Phänomene des zwischenmenschlichen Verhaltens und weiblicher Bildung gefolgt sind; die politischen Sorgebekenntnisse Hedwig Borns; Max Borns physikalische Weltbetrachtungen; Kamlahs philosophische Meditationen; die von immer neuen Fragestellungen ausgehenden kritischen Erörterungen Heimpels über unser Geschichtsbild; die Arbeiten von Herrmann, Patzschke und Gerson aus Praxis und Theorie der sozialen Erziehung; die unkonventionellen Grübeleien Reidemeisters aus dem Grenzgebiet zwischen Philosophie und Mathematik; schließlich drei Autoren der letzten Jahre: Brezinka mit seinen neuartigen und genauen Analysen pädagogischer Tiefenphänomene, Lipinsky-Gottersdorfs Berichte aus dem geistigen Leben Polens und Rußlands und Marie-Louise Blumenthals sorgfältig-ernste Arbeiten zur Biographie des geistigen Menschen. Indem der

Berichterstatte diese Aufzählung gibt, empfindet er schon Gewissensbisse wegen des Ausgelassenen — es ist unmöglich, alles aufzuzählen, was einen einzelnen auf diesen zehntausend Seiten einmal bewegt hat; ganz zu schweigen von den subjektivsten Erfahrungen: Aufsätzen, die zu persönlichen Kontakten oder zu einem jener schönen, kurzen gegenseitigen „Anrufe“ mit ihren Autoren geführt haben; oder von der Dankbarkeit für die Augenblicke, in denen die Stimme eines anderen „zufällig“ mitten in die eigene Problematik trifft. Unvergessen das Heft, im dunklen und kalten Herbst 1946, in dem „Die Sammlung“ aus dem eben bekannt gewordenen „Glasperlenspiel“ das nächtliche Gespräch Knechts mit Designori „von der Heiterkeit“ abdruckte.

Über das „Glasperlenspiel“ (wie übrigens auch über das Spätwerk Thomas Manns) ist die Diskussion in der Zeitschrift viel hin- und hergegangen. Auch die Freunde des Buches pflegen es lieber von der Flucht des Glasperlenspielmeisters aus der kastalischen Welt her zu rühmen als aus der Idee dieses Spieles. Aber ist sie denn wirklich so verdammenswert? Müssen wir nicht im gegenwärtigen Zustand der geistigen Welt, in ihrem verwirrenden, arm-machenden Reichtum in Wirklichkeit alle Glasperlenspieler sein — zwar im einzelnen um gelehrte Sorgfalt bemüht, in der Auswahl der Gegenstände aber unbekümmert dem eigenen Herzen folgend und bereit, mit Fragmenten zu leben? In diesem Sinne könnte „Glasperlenspiel“ vielleicht als Formel für eine gewisse Seite im Wesen der „Sammlung“ dienen? Mag die Frage hier offen bleiben. So viel läßt sich jedenfalls sagen: daß ja auch dieses Spiel nicht „wild“ getrieben werden darf, sondern der Beispielsammlungen und der gewissenhaften, gemeinsamen Übungen bedarf. Daß es „dem Leben dient“, ist denen, die es kennen, so selbstverständlich, daß es nicht lohnt, darüber Worte zu machen.

Nohl hat in VIII/2 (Februar 1953) einen seltsamen kleinen Aufsatz veröffentlicht: „Per molto variar la natura è bella“ — den scheinbar rein philologischen Versuch, die literarischen Wanderungen eines beliebten Mottos der Renaissance aufzuspüren, ohne jeden Kommentar. Aber in der Fülle der Zitate wird das Interesse des Verfassers deutlich genug: die eigene Freude an der „varietas“, das Suchen der Schönheit in der unendlichen Mannigfaltigkeit statt in der Abstraktion eines Ideals. — In der pädagogischen Theorie Nohls hatte es heißen müssen: Polarität von Freiheit und Gesetz. Hier, in der Freude des Sammlers, zeigt sich die Wahl des Herzens.

Dieser Aufsatz leitet eine Reihe von Arbeiten Nohls ein, die, in unwahrscheinlich gedrängter Folge entstanden, vom 2. Heft des 8. bis zum 3. des 9. Jahrganges die Früchte eines offenbar einzigartigen Jahres darstellen: nach der schon genannten in VIII/4 „Wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten?“; in VIII/6: „Fruitio dei“; VIII/7: „Wir sind aus solchem Zeug wie das zu Träumen“ (zum 75. Geburtstag von Georg Misch); IX/3: „Der Rhythmus“. Selbstgespräch-artig freie Sammlungen von sehr weit streuenden Lesefrüchten mit sparsamen eigenen

Reflexionen, stellen sie in Nohls Gesamtarbeit eine einmalig-besondere Enklave dar — etwas wie das Einbringen einer großen Ernte an innerer Einsicht aus der Fülle eines gelehrten Arbeitslebens.

Der Sonnenaufsatz geht von der überraschenden Frage in Goethes „Winckelmann“ aus: „Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“ Er variiert den Gedanken ins Kantisch-Stoische und ins Christliche (bei Matthias Claudius) und in zahlreiche Parallelen aus der Welt um 1800, um daran in vorsichtiger Bescheidung das einzige eigene Wort zu knüpfen: „Es scheint, als ob sich heute das Verhältnis von Weltall und Seele wieder wandelt. Die Seele ist sich ihrer Überlegenheit nicht mehr so sicher und spürt wieder den frommen Schauer vor dem Geheimnis der Welt mit dem schweigenden Leuchten ihrer Sterne.“

„Fruitio dei“ verfolgt von einem Hamann-Satz ausgehend den Gebrauch des Wortes „Genuß“ als eines Positivum des höheren Lebens, zitiert Herders Selbstvorwurf im Reisejournal, daß er zu wenig genieße, dann mystische, goethische und hegelische Texte von der Erfüllung des inneren Lebens als Genuß und betont die Bedeutsamkeit des Wortes für das Jahrzehnt von 1770 bis 1780, als das „sprachliche Gegenstück zu der Musikalität dieser Epoche, mit dem sie die Beziehungen der Herzen, die Süßigkeit wie die Fülle des Lebens mit allen seinen Dissonanzen wiederzugeben versuchte.“

Die Festgabe für Misch geht dem Motiv des Traumes von der Antike bis zur Gegenwart nach — des Traumes als der großen Beunruhigung und als der schöpferischen Vertiefung des Lebens, und schließt: „Unsere Gegenwart hat die Traumkrankheit der Generation von 1900 überwunden... und Plan und Arbeit regieren... Aber die Funktion des Traums ist damit nicht erloschen... Unsere Seele ist gespannt zwischen die Pole des Traumspiels und der nüchternen Anstrengung des wachen Tages, sie lebt nur wahrhaft in diesem Wechsel und seinem nie ganz aufzulösenden Ineinander, und noch ,unser Alltag ist der auf hartnäckige Arbeit umgestellte Traum‘.“

Nohl hat der Zeitschrift von einem bestimmten Zeitpunkt (1951) an noch eine besondere, sparsam aber wirkungsvoll gebrauchte Form beigemischt, in seinen Glossen. Sie erscheinen ganz unregelmäßig, „nach Bedarf“. Schon seine Buchanzeigen stellen im Grunde Glossen dar; sie beziehen sich selten auf große Werke, öfter auf liebevoll oder kritisch gesehene Spezialarbeiten, aus denen sie oft nur ein einzelnes pädagogisches oder politisches Phänomen kurz beleuchten (Beispiel: „Über das Du zwischen Erziehern und Kindern“, zu einer Studie über den konservativen Pädagogen der späten Aufklärungszeit Ernst Brandes). Die reinen Glossen, kritische „Blitze“, beginnen mit dem ironisch-resignierenden Bericht über den Rundfunksender auf dem klösterlichen Kreuzberg und betref-

fen meistens solche scheinbar „kleinen“ Symptome. Erheitert stellt man beim Blick über die 14 Bände fest: über nichts hat sich in allen Jahren der Zeitschrift einer ihrer Autoren mit solchem Sarkasmus empört wie ihr Herausgeber über kleinliche Unvernunft untergeordneter Behörden. Aber zum Lachen ist das doch nicht; vielleicht bringt es ein verborgenes Grundmotiv der „Sammlung“ ans Licht: die Liebe zur großzügig-gütigen Vernunft — das Motiv, um dessen willen auch die Ehrenrettung der „Aufklärung“ immer zu den Interessen der Zeitschrift gehört hat?

Nun bleibt „Die Sammlung“ aber in aller Weite ihrer Interessen doch eine pädagogische Zeitschrift, und es hieße ihr Bild verzerren, wenn diese Seite ihrer Arbeit nicht noch einmal im Zusammenhange dargestellt würde.

Hier scheint sich zunächst wieder alles dem zusammenfassenden Griff zu entziehen. Autoren, „Richtungen“, Themen — eine scheinbar unübersehbare Fülle. In den ersten Jahrgängen lebt noch die starke, sorgenvoll-glückliche Erregung, die in diesen Jahren in Deutschland mit allem pädagogischen Nachdenken und Handeln verbunden war und die auch in Nohls Programm gesprochen hatte. Wie kaum je vorher hatte man damals das Gefühl, auf Erziehung komme jetzt alles an und sie sei das einzige, das noch ursprünglich und frei getan werden könne, bei aller heute wieder unvorstellbaren Armut und Primitivität der Mittel. Dann, allmählich, treten die Mächte wieder auseinander und „zanken um Herrschaft sich“. Die Zeitschrift versucht auch hier die „Versöhnung mitten im Streit“ zu wahren, von der Weniger in seinem großen Hermannsburger Vortrag über „Die Pädagogik in ihrem Selbstverständnis heute“ (V/12) spricht. „Gentleness“ und nüchterne Skepsis verhindern das Verfallen an die beiden Versuchungen, die das pädagogische Gespräch heute in Deutschland vergiften: die Verabsolutierung der einzelnen Schulart und die Standespolitik. Von beiden bleibt „Die Sammlung“ hermetisch frei, obwohl die Mitarbeiter auf diesem Felde besonders zahlreich aus der Praxis und damit aus den sich trennenden Lagern kommen. Wieder kann hier nur eine Auswahl genannt werden: neben den schon erwähnten (den Herausgebern, Elisabeth Blochmann, Brezinka, der Gruppe der Sozialpädagogen) Erika Hoffmann mit ihrem Themenkreis von Spiel, Kleinkind und Familie; Margarete Streicher zur Körpererziehung; Kurt Hahns „Rückblicke“ auf seine pädagogischen Gründungen in Deutschland und England; die Theoretiker des Exemplarischen: Wagenschein, der in der „Sammlung“ eine lange Reihe von schönen Beispielen für seine Idee des naturwissenschaftlichen Unterrichts gegeben hat, Barthel für den Geschichts- und Jäkel für den Sprachunterricht; Roth über Fragen der Methode allgemein; Brettschneider, Dietz, Erbe und andere zur inneren Lage der höheren Schule; andere zur Volksschule, zum Problemkreis Landerziehungsheim und klassisches Internat, zur Tagesheimschule; immer wieder zum Laienspiel; Methodisches zu einzelnen Fächern; Untersuchungen zur Begabungsstatistik; immer wieder zur Lehrerbildung und zum Schulwesen des Auslandes — und, in ruhiger Beobachtung, zu dem Mitteldeutschlands. Wo Geschichtliches gegeben wird, geschieht es öfter zur

Schulgeschichte als zur Geschichte der Theorie: Nohls Aufsatz über den „lebendigen Herbart“ in III/4 ist unmittelbare, gegenwärtige Diskussion. Biographisches (ungewöhnlich eindrucksvoll die Darstellung Niederers aus den Briefen seiner Frau durch Heinrich Walther in XIII/2) führt zu den Nachrufen auf Verstorbene (bemerkenswert vor allem der Nohls auf Dietrich Bischoff und der von Klein auf Nicolai Hartmann) und zu den anonymen Erfahrungen eines thüringischen Dorflehrers nach langer Entfernung vom Amt („Abendstunden eines Einsiedlers nach einer pädagogischen Wanderung von West nach Ost“, VIII/10 und 11). Am Ende stehen auch hier die „intimen Geschichten“: die ernsten „Schulsorgen“ zweier Mütter in V/5 und der Bericht „Berliner Jungen an der Nordsee“ von Grete Paquin in XII/7 — eine Kostbarkeit pädagogischer Dokumentation. — Es bleibt festzuhalten: was in der Theorie so gern bejaht und in der Praxis der Publikationen kaum jemals realisiert wird, hier ist es selbstverständliche, kaum noch betonte Wirklichkeit: die Einheit eines Interesses, das von der Hochschule bis zum Kindergarten, von der Fürsorgeerziehung zur Gymnasialbildung reicht.

Wieder, wie oben schon, wird sich der Berichterstatter beim Durchblättern der 14 Jahrgänge bewußt, wie unzulänglich solche Übersichten bleiben, wie wenig sie das wirkliche Leben der Zeitschrift wiedergeben, den Reichtum ihrer Horizonte. Er ist nur durch die Ungebundenheit und Unbefangenheit zu erklären, mit der auch hier noch einmal Denkstile, Gattungen und Gegenstände gemischt werden — wenn nur Originalität und Sachlichkeit gewahrt sind. Es wäre aussichtslos, nach einem gemeinsamen pädagogischen Ton oder Stil der „Sammlung“ zu suchen. Nur gewisse Unterströmungen glaubt man zu spüren, auch sie sind nicht Formeln für das Ganze, aber verbindendes Element für größere Gruppen von Beiträgen. Mit aller Vorsicht ließen sich vielleicht zwei solche benennen: auch im pädagogischen Bereich selbst noch eine gewisse letzte Distanz zum Pädagogischen, der Verzicht auf Penetranz und auf das Sichselbst-wichtig-nehmen, der Glaube: guter Erzieher könne nur sein, wer bei aller Hingabe an seine Arbeit doch nicht in ihr aufgeht, sondern mit eigenen Gewichten in sich ruht. In dem Theodor Litt zum 70. Geburtstag gewidmeten Heft V/12 sagt Nohl in der Rede über die „Bildung des Erziehers“: „Die Wirklichkeit in seiner (des Erziehers) eigenen Existenz und Bildung ist wichtiger als alles Reden und alle Theorie, sie inspiriert und formt schweisgsam ohne alle Worte durch ihr bloßes Dasein mit einer wunderbaren Gewalt.“ — Und, damit zusammenhängend, das andere: jenes unsichtbare, aber nie selbstverständliche Element der Achtung vor der Person des Kindes, die Freude an seiner Unabhängigkeit und Unbändigkeit und an dem Etwas an Unerziehbarkeit in ihm; die Freude, die in Goldbecks „Welt des Knaben“ gelebt hatte und die auch in der „Sammlung“ einmal einen so unmittelbar-starken Ausdruck gefunden hat: in Wagenscheins „Kleinem Schutzgeist“ auf der letzten Seite des Juli-Heftes 1957.

Beim Wiederdurchgehen durch das Ganze bemerkt man erst, wie viele echte Kontroversen es doch trotz allem in der Zeitschrift gegeben hat; er-

wähnt seien, außer der schon genannten zum Religionsunterricht, nur die immer wiederkehrende zur „Partnerschaft“ als Idee der politischen Erziehung, und diejenige, die sich an Kohlschmidts Angriff auf das „Schulmonopol des Staates“ angeschlossen hat. Sie zeigen, daß „Die Sammlung“ auch im Pädagogischen nicht zum Partei-Organ geworden ist: sie hat auch hier kein gemeinsames theoretisches „Programm“. Trotzdem gehen die Spannungen zwischen ihren Polen nicht ins Uferlose.

In den ersten Jahren spielt noch die Auseinandersetzung mit dem Erbe der „Pädagogischen Bewegung“ des ersten Jahrhundertdrittels eine wichtige Rolle. Bei aller inneren Zugehörigkeit der führenden Mitarbeiter der Zeitschrift ist doch die Distanz, die aus der tief veränderten Zeitlage erwächst, deutlich spürbar: der Zuwachs an Nüchternheit. Nohl hat in mehreren seiner programmatischen Aufsätze der ersten Jahre den Vorrang des „Könnens“ vor dem „Verstehen“ betont. Weniger setzt sich in der Hermannsburger Rede (V/12 und VI/1) mit den Begriffen des Menschenbildes und Bildungsideals auseinander und stellt sie für die heutige Situation in Frage: Erziehung könne heute höchstens ein Bild dessen haben, was nicht gelten soll, im übrigen arbeite sie in der konkreten Beziehung zwischen Erzieher und Jugend, suche das Notwendige zu erfüllen und könne aus diesem einfachen Tun immer nur zu Bildern des nächsten Schrittes gelangen; sie gewinne also nur ein auf ein Minimum beschränktes Bildungsideal, das ganz im Unscheinbaren bleibe. Einen anderen Akzent gibt dieser Selbstbescheidung der dritte der Herausgeber, Flitner, wenn er in VI/11 darauf hinweist, daß Erziehungsziele immer erst dann pädagogisch wirksam werden, wenn sie eine gesellschaftliche Lebensform ergeben, „einen Typus der Lebensordnung, der Sitte und Selbstbeurteilung, der ein Vorbild, ein Musterhaftes deutlich werden läßt.“ Er sieht die Forderung des Tages in der „Stiftung wirksamer, geistig und ethisch kraftvoller Lebensformen“, „welche die Menschen, wie sie heute sind, zur Sammlung des Geistes, zum Frieden des Herzens, zur opfernden Dienstwilligkeit, zur Wertempfänglichkeit führen.“ — Im Laufe der Jahre kommt in diese Problematik ein schärferer, rationalerer Ton; so in den großen Aufsätzen Franz Bahls, v.a. in „Utopie und Wissenschaft in der Erziehung“ (X/2), wo er von der Verzweiflung des Erziehers als grundlegendem Erlebnis ausgeht und die grenzenziehende Aufgabe von Psychologie und Soziologie gegenüber der notwendigen Utopie des Erziehers feststellt. Hugo Möller vertritt dann (XIII/2) die spezifisch industriegesellschaftlichen Bedingungen der pädagogischen Aufgabe. Soziologische und psychologische Arbeiten werden häufiger. Die scharfsinnigen Beobachtungen des Soziologen Eduard Baumgarten über die magischen Elemente im Handeln des modernen Menschen (in „Bildungswert der Biologie“, X/12) gipfeln in dem Satze: „Das nächste Nötige wird nur recht ergreifen, wer Magie beider Art durch unbestechliche Beobachtungen der jeweils in Frage kommenden Lebenszusammenhänge ersetzt.“ Auch Hermann Herzigels Verteidigung des naturwissenschaftlichen Denkens gegen romantische Theologumena gehört hierher. Vielleicht das äußerste an pädagogischer Ketzerei stellt Brettschneiders große Rezension des Piagetschen

Buches über „Das moralische Urteil beim Kinde“ dar, mit ihrer temperamentvollen Verteidigung der sittlichen Überlegenheit der Dreizehnjährigen über die Erwachsenen („Der sechste Stand“, XII/10). Dann wieder kann Hartmut von Hentig in XIII/4 in radikaler und denkstrenger Form den Nachweis versuchen, daß die altsprachliche Bildung die modernste ist, weil die exemplarische schlechthin, da sie „ein Modell ist von Menschen, die selbst überzeugt waren, daß die Welt nur im Modell zu erfassen ist, in der geläuterten, geprüften Erfahrung.“

Auch diese Zitierungen können nur Grenzen abstecken, nie die Fülle wiedergeben. Es bleibt zu erinnern, daß es der Zeitschrift immer mehr als auf Grundlagenreflexion auf die Durchdenkung und Beschreibung konkreter Phänomene angekommen ist; und weiter daran: daß das einzelne Heft ja nie vom Pädagogischen beherrscht wird. Als ein Beispiel, wie in den mittleren Jahren ein Heft aussah, mag das Eduard Spranger zum 70. Geburtstag gewidmete VII/6 dienen. Eigentlich pädagogische Beiträge sind hier der von Weniger über politische und mitbürgerliche Erziehung aus der Auseinandersetzung mit Oetinger, die Veröffentlichung eines Fröbelbriefes durch Erika Hoffmann und der Nachruf Blättners auf Peter Petersen. Der von Wittram auf den Philosophen Stavenhagen und Flitners Aufsatz über die Einheit europäischer Kultur und Bildung bleiben noch im Bereich der „Bildungslehre“. Nohls Meditation über das geistige Wesen der Musik, Bollnows Studie über die Tugend der Geduld und die Charakteristik des Lyrikers Wilhelm Lehmann durch H. H. Ohms stehen ganz im „freien Raum des Geistes“. Und dann endet das Heft mit einer von Nohls Glossen „Vom brutalen Ton“, in der er Beispiele für die Brutalisierung der Sprache, vor allem in Buch- und Filmtiteln, aufzählt und mit diesem Satze „im Nohl-Ton“ schließt: „Der Mensch ist zu etwas Besserem geboren, und es ist vielleicht sogar geschäftlich klüger, mit diesem höheren Instinkt zu rechnen.“

Blättners Nachruf auf Petersen beginnt mit den Worten: „Es hat einmal eine pädagogische Bewegung gegeben, die viele ergriff: Mütter und Lehrer, Denker und Künstler, Politiker und Geistliche. Sie war von einem Glauben getragen, von einem echten Glauben: daß nämlich Erziehung dem Menschen zu einem höheren Leben helfen könne. Alle durch diesen Glauben Vereinten bildeten einen Kreis ... Sie waren nach Herkunft und Wesen so verschieden, wie sie nur sein konnten. Sie zogen sich auch nicht alle an; es gab Gegensätze, Konflikte — aber der Genius des Helfens und der Liebe vereinte sie wieder im Werk.“ — Niemand könnte für die heutige Situation solche Worte brauchen. Nirgends ist heute der Glaube an die Macht der Erziehung so stark, nirgends bewirkt er ein solches Gemeinschaftsgefühl, auch nicht im Kreis der „Sammlung“. Etwas ist anders geworden. Und doch hat die Zeitschrift Lebenskraft bewiesen und Gemeinsamkeit gestiftet. Das führt noch einmal zu einem Blick auf ihr Ganzes.

Ist es denn wirklich wahr, daß „Die Sammlung“ eine wesentlich pädagogische Zeitschrift ist? Ja und nein. Und eben in diesem ja und nein

drückt sich ihr Wesen und das der heutigen Situation am reinsten aus. Zweifellos wird sie am meisten in den Kollegien der Schulen (überwiegend Nord- und Westdeutschlands), in den pädagogischen Seminaren der Universitäten und Hochschulen und in Lehrerhäusern gelesen. Nicht nur dort; aber auch in Blättners Schilderung gehörten ja Mütter und Denker, Künstler, Politiker und Geistliche zum Kreise. Das wäre also noch nicht das Neue. Aber vielleicht sind inzwischen die Erzieher andere geworden: nicht mehr so gläubig an die Macht ihrer Arbeit, eher getragen von der Kraft des „haben als hätte man nicht“ und daher stärker und selbstverständlicher mit denen verbunden, die nicht „Erzieher von Beruf“ sind? Und von der Seite dieser anderen mag dem ein ähnliches Bedürfnis entgegenkommen: der Wunsch, die Schranke der „Berufe“ zu überwinden und doch in ihrer fruchtbaren Nähe zu bleiben. Es gibt gute Zeitschriften aus der Welt jedes Berufes und jeder Wissenschaft, auch solche der umfassenden Information, und es gibt, öfter wechselnd, Zeitschriften aus der Welt des freien Geistes — der „Bohème“ im besten Sinne dieses Wortes. Aber es hat vielleicht noch keine Zeitschrift gegeben, die, wie „Die Sammlung“, die Freiheit des ernststen und heiteren Geistesspiels mit der Verantwortung für einen Beruf verbindet. Vielleicht war das so nur im Bereiche *dieses*, allen Berufskrankheiten und ihren Narben das Trotz so noblen Berufes möglich? Nobel, weil er es gleichzeitig mit den beiden freiesten Mächten der Welt zu tun hat: mit dem Geist und mit dem Kinde.

Nohl hat einmal im Gespräch die Frage aufgeworfen, wie heute eigentlich eine „avantgardistische“ Pädagogik aussehen müßte, eine Pädagogik etwa, die dem Geist und Stil der modernen Lyrik entspräche. Er hat keine Antwort auf die Frage gefunden. Das ist gewiß kein Zufall. So radikal sich auch schulpolitische Forderungen bisweilen bewegen mögen, eine avantgardistische Pädagogik gibt es so wenig wie es eine avantgardistische Heilkunde oder Gärtnerkunst gibt. So ist auch „Die Sammlung“ keine avantgardistische Zeitschrift. Aber es gibt eine „offene“ Pädagogik und es gibt ein Offensein des Pädagogen. Dem in einer so lebendigen und radikalen Form zu dienen, wie diese Zeitschrift es seit 14 Jahren tut: das ist nun doch etwas Neues und Einzigartiges. Sich des Gelingens dieses schönen Wagnisses zu freuen und Herman Nohl dafür zu danken, daß er es begonnen und so unermüdlich freudig ermöglicht hat — dazu gibt der 7. Oktober 1959 willkommenste Gelegenheit. Möchte ihm noch eine sehr lange Zukunft gegeben sein.